

Kultur

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **22 (2015)**

Heft 249

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Das wildelet ganz hyänenmässig»

Der Jahrmarkt – ein unterschätzter Kulturort St.Gallens. von Peter Müller



Jahrmarkt auf dem Brühl, um 1900. Bild: Staatsarchiv

«Das Jahrmarktleben auf dem untern Brühl bot auch diesen Herbst viel Sehenswertes. Das Gewoge der Menschenmenge, das Schmettern der Trompeten, der Lärm der Geschäftsanspreiser, das Knattern der Gewehre etc. erfreute wieder besonders die junge Welt. Der grössten Anziehungskraft erfreute sich das Theater Variété. Wer hätte den behelmteten und beharnischten, vor Frost zähneklappernden Damen widerstehen können, sie mit ihrem Besuche zu beehren.» So stand es am 23. Oktober 1889 im «St.Galler Stadtanzeiger».

Was für eine Welt ist da untergegangen, im Bereich von Tonhalle und Spelterini-Platz, lärmig und bunt, vielfältig und abenteuerlich! Sie hat wenig Spuren hinterlassen, gerade für die Zeit der Stickerblüte 1865-1914, eine der Glanzzeiten des St.Galler Jahrmarktes. Die wichtigste Quelle sind die damaligen Lokalzeitungen, Inserate, Tipps und Berichte. Bildmaterial liegt aber nur wenig vor. Die St.Galler Zeitungen kannten noch keine Fotos. Viele Jahrmarkt-Unternehmen, die in St.Gallen gastierten, waren jedoch international tätig. Damit sind sie in Bibliotheken und Archiven dokumentiert – und im Internet.

Weltreisen für die kleinen Leute

Bis weit ins 19. Jahrhundert hinein waren der St.Galler Frühlings- und Herbstjahrmarkt Einkaufsorte mit überregionaler

Ausstrahlung. An den zahlreichen Marktständen konnte man sich mit allem Möglichen und Unmöglichem eindecken. Bei den Publikumsattraktionen dominierten bis in die 1880er-Jahre die Schausstellungen. Die Fahr-, Geschicklichkeits- und Belustigungsgeschäfte gewannen erst nach und nach an Boden. Um 1900 war das Verhältnis einigermaßen ausgeglichen. Danach verloren die Schaugeschäfte weiter an Bedeutung. Die Schaubuden präsentierten eine abenteuerliche Fülle von Themen – von biblischen bis patriotischen. Besonders populär waren das Unbekannte und Exotische, das Neue und Aktuelle: ferne Länder und weltpolitische Ereignisse, technische Erfindungen und wissenschaftliche Erkenntnisse. Das Wissen über die Welt nahm im 19. Jahrhundert stark zu. Der Jahrmarkt vermittelte es auf populäre Weise, machte es erlebbar, ordnete es ein.

Eine wichtige Rolle spielten dabei Bild-Medien, die heute weitgehend vergessen sind. Das Panorama zeigte grossformatige Bilder und simulierte dabei den Blickhorizont des menschlichen Auges. Das Welttheater kombinierte mechanische, bewegliche Figürchen mit gemalten Hintergründen sowie Licht- und Geräusch-Effekten. Sie luden zu imaginären Reisen, die einen Eindruck von der ungeheuren Weite und Buntheit der Welt vermittelten. Über das Theater Morieux, ein Welttheater, schreibt der «St.Galler Stadtzeiger» am 14. Mai 1887:

«Bei den Klängen einer vorzüglichen Musik machen wir eine malerische Reise von Melbourne, Südastralien, über Kalifornien, Indien bis zu Eisregionen des Nordpolarmeeres.»

Eindrücklich ist bei diesen Welt-Reisen das sozialgeschichtliche Moment. Fernreisen waren damals das Privileg einiger weniger; die breiten Massen konnten sich nur symbolische Fenster in die weite Welt öffnen lassen. Der «Stadtanzeiger» vom 10. Mai 1885 formuliert es pointiert: «Das muss man den Jahrmarktleuten lassen: sie sind höfliche Leute. Es wirkt auf Knechte und Mägde, Sticker und Fädlerinnen immer sehr angenehm, als «meine Herrschaften» angeredet und für 20 Rappen zur Besichtigung der sieben Weltwunder zugelassen zu werden.»

Diese Bild-Medien waren zum Teil sehr raffiniert. Ende des 19. Jahrhunderts erwuchs ihnen allerdings eine Konkurrenz, der sie nicht mehr gewachsen waren: der Film. Auch er fasste zunächst auf dem Jahrmarkt Fuss, als «lebende Photographien». Anfang des 20. Jahrhunderts kamen die festen Kinosäle auf. Zu den Highlights dieser frühen Kinos gehörten Originalaufnahmen von bedeutenden Weltereignissen, die nur einige Wochen oder Monate zurücklagen – oder gar tagesaktuell waren. Besonders beliebt waren Kriege und Beisetzungen von Monarchen und Politikern.

Museen, Tiere und Freaks

Erstaunlich ist die Vielfalt von mobilen «Museen» auf dem St.Galler Jahrmarkt. Thematisch bewegen sie sich im Bereich Naturkunde-Anatomie-Ethnologie-Geschichte. In der Regel boten sie eine merkwürdige Kombination von Belehrung und Unterhaltung, Seriösem und Boulevard. Das Gruselige und Abstossende war fester Bestandteil. So zeigte Leilichs «Anatomisches Museum» 1872 eine makabre Wachsfigur: einen verstümmelten Soldaten aus dem Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71. Otto Thiele präsentierte 1898 in seinem «anatomisch-wissenschaftlichen» Museum zwei echte ägyptische Mumien.

In denselben Horizont gehören die Freaks – Menschen mit einer markanten körperlichen Fehlbildung. Auch sie waren auf dem St.Galler Jahrmarkt öfters anzutreffen – von siamesischen Zwillingen bis zu «Albino-Negern». Noch häufiger traten sie allerdings in St.Galler Beizen auf. Verschiedene Wirte betätigten sich damals als kleine Showunternehmer, um den Umsatz zu steigern. Eine «Bart-Dame» oder ein «Mumien-Mensch» konnte hier durchaus hilfreich sein. Ihre Biografie war vielfach tragisch. Der «Mumien-Mensch» Dominique Castagna zum Beispiel erschoss sich 1905 in einem Hotel in Lüttich, erst zwei Jahre vorher war er in St.Gallen aufgetreten.

Völkerschauen fehlten auf dem St.Galler Jahrmarkt ebenfalls nicht. Die Shows mit Menschen aussereuropäischer Herkunft boten eine Mischung aus realem Alltag, Klischees und Folklore, hatten Elemente von Zirkus und Zoo. Heute werden sie kontrovers beurteilt. Vor allem Voyeurismus, Rassismus und Eurozentrismus werden ihnen vorgeworfen. Über ihr zoologisches Gegenstück – die Menagerien – wird hingegen kaum geredet. Dabei werfen auch diese fahrbaren Kleinzoos Fragen auf. Sie waren im 19. Jahrhundert sehr populär und Vorläufer der heutigen Zoos und Zirkusse. Die Berichte in den St.Galler Lokalzeitungen zeigen klar: Die Menagerien gingen mit ihren Tieren unterschiedlich um. Ein idealer Lebensort waren die Kleinzoos wohl nur für die wenigsten Tiere.

Die Fülle der gezeigten Tierarten ist allerdings eindrucklich: Da gab es russische Wölfe zu besichtigen, indische Elefanten, Affen und Bären aus aller Welt, Schlangen und Krokodile, Strausse und Papageien... Der Lärm, den diese Tiere produzierten, war offenbar beträchtlich. Dazu kam ein abenteuerlicher Duft. Das «wildelet ganz hyänenmässig», schreibt der «St.Galler Stadtanzeiger» am 20. Oktober 1883 über eine Menagerie.

«Säubert den Brühl!»

Auch grundsätzliche Kritik am Jahrmarkt fehlte nicht – vor allem von Seiten des Bürgertums. Der Jahrmarkt sei zu ordinar und naiv, erfülle seinen Bildungsauftrag schlecht. Die Qualität der Schaustellungen lasse zu wünschen übrig, es gebe zu viel Scharlatanerie und Humbug. «Mit steigendem Widerwillen haben wir in den letzten Jahren gesehen, welchen Charakter unser Jahrmarkt auf dem Brühl nach und nach annimmt. Der gegenwärtige Markt hat dem Fasse unserer Geduld den Boden gründlich ausgeschlagen, und wir fühlen uns geradezu verpflichtet, so laut und nachdrücklich wie wir es vermögen, öffentlich zu protestieren gegen diese Ansammlung von Gemeinheit und Hässlichkeit, die sich mit allerhöchst «obrigkeitlicher Bewilligung» vor Jung und Alt auf dem Brühl breit macht», wettete am 1. Mai 1875 das «St.Galler Tagblatt» und schloss seine Tirade mit der Aufforderung: «Säubert den Brühl!» Ähnlich gedacht haben wohl manche rührige Pädagogen und ängstliche Beamte.

Die Berichterstattung in der damaligen Lokalpresse lässt vermuten, dass diese Vorwürfe nicht einfach aus der Luft gegriffen waren. Andererseits war die Kritik ein klares Plädoyer für das bürgerlich-anständige, volkspädagogisch orientierte Weltbild, das auf «Versittlichung» zielte und auf das Vermitteln von «höheren Werten». Sie verkannte, dass sich hinter dem Volkstümlichen und Skurrilen, Abseitigen und Morbiden auch Wahrheit verbergen kann. Die Welt geht in diesem Weltbild nicht auf – sie ist grösser und tiefer, vielschichtiger und spannender. In den damaligen Lokalzeitungen blitzt gelegentlich etwas davon auf. Die «Ostschweiz» berichtet am 2. Mai 1875 von einem Kasperli-Theater auf dem Frühlingsjahrmarkt. Im Stück trifft der Kasperli auf den Tod: «Er wundert sich, wer der gute Freund eigentlich denn sei. Der sagt ihm: «Ich bin der Tod, der Menschenfresser» – aber der Kasperli gibt ihm sofort «nach den Denkgesetzen der Konsequenz» die Antwort: «Friss du Bratwürst, die schmecken viel besser.»

Und die Jahrmarktbesucher?

Schwierig zu beantworten ist die Frage, wie das Publikum mit alldem umgegangen ist. Was der Jahrmarkt mit den Leuten und was sie mit dem Jahrmarkt gemacht haben. Dazu gibt es praktisch keine Quellen. Zweifellos diente der Jahrmarkt der Horizont-Erweiterung wie der Festigung von Klischees, der Unterhaltung und der Belehrung, der Bestätigung von Normen und ihrer Infrage-Stellung. Für viele war er ein wichtiger Kulturort, wichtiger als das ganze (bildungs-)bürgerliche Angebot von Bibliotheken, Museen, Theater und Konzertsälen.

St.Galler Herbstjahrmarkt: 8. bis 18. Oktober

«Für mich war klar, dass in der aktuellen politischen Konstellation keine Stimme verloren gehen darf»

Giovanni Carmine, Direktor der Kunsthalle St.Gallen, will in den Nationalrat. *Etrit Hasler*, selber Nationalratskandidat und Kulturpolitiker aus St.Gallen, hat ihn befragt.

Etrit Hasler: Du kandidierst auf der Liste «Kunst + Politik» ...

Giovanni Carmine: Ich staune, dass das für St.Gallen relevant ist. Die Liste besteht ja im Kanton Zürich, hier kann man mich nicht wählen.

Dafür kennt man Dich hier eher als in Zürich. Das mag sein. Wobei, ich lebe ja in Zürich. Natürlich habe ich auch in St.Gallen ein grosses Netzwerk, nur kann ich hier keinen klassischen Wahlkampf machen. Trotzdem ist es schön, dass meine Kandidatur hier wahrgenommen wird. Das war ja der Sinn der Sache.

Eine Aufmerksamkeitskandidatur?

Wenn Du damit meinst, dass ich das nicht ernst nehme, muss ich widersprechen. Es ist Teil meines zivilgesellschaftlichen Engagements, was mir sehr am Herzen liegt. Aber wir machen uns wenig Illusionen über unsere Wahlchancen. Vielmehr geht es uns darum, die Anliegen der Kultur in der Politik zu platzieren.

Wieso muss man das über eine eigene Liste machen?

Unser Kernanliegen ist, dass die Rolle der Kultur in der nationalen Politik diskutiert wird. Was ist die Rolle der Kulturschaffenden? Was sind ihre Bedürfnisse? Was tut die Politik dafür oder dagegen? Das ist ein eigenständiges Anliegen, und es ist eines, das von keiner Partei konkret bewirtschaftet wird, weder im Wahlkampf noch später. Darum ist es nur konsequent, mit einer eigenen Liste anzutreten.

Schwächt Ihr damit nicht jene Parteien, die tendenziell auf der Seite der Kulturschaffenden stehen?

Es gab lange Diskussionen innerhalb der Gruppe. Da waren durchaus Stimmen, die für eine Art dadaistische Intervention plädierten. Daneben gab es die Realpolitiker, die klar machten, dass so eine Liste auch Schaden anrichten kann, wenn man nicht eine Verbindung mit den linken Parteien eingeht.

Also mit der AL, der SP und den Grünen. Wie standest Du dazu?

Für mich war klar, dass in der aktuellen politischen Konstellation keine Stimme verloren gehen darf. Wäre die Listenverbindung nicht schon mehr oder weniger gestanden, als



Giovanni Carmine. Bild: Gunnar Meier

ich angefragt wurde, hätte ich mich nicht aufstellen lassen. Umgekehrt hoffe ich natürlich, dass die Liste den linken Parteien zusätzliche Stimmen beschert.

Hast Du Dir die Kandidatur lange überlegt? Überhaupt nicht. Ich hatte kurz vorher die Nachricht gelesen, dass der Kanton Zürich künftig die Kulturförderung nicht mehr aus seinem Budget, sondern nur noch aus dem Lotteriefonds bezahlen will, und das erst noch auf vier Jahre befristet – eine kurzsichtige Massnahme sondergleichen. Und eine, die zeigt, wie klein das Verständnis in der Politik für die Kultur ist. Als ich kurz darauf die Anfrage von Kunst + Politik erhielt, habe ich sofort zugesagt.

Noch einmal zur Listenverbindung: Wie bringt Ihr die etablierten Parteien dazu, Eure Themen zu vertreten, oder anders gefragt: Wie verhindert Ihr, dass Ihr als reine Stimmenlieferanten betrachtet werdet?

Uns ist durchaus bewusst, dass einzelne Parteien grösseres Interesse an der Listenverbindung hatten als andere.

Ich gehe davon aus, dass es dabei weniger um inhaltliche, sondern um rechnerische Fragen ging. Es ist ja nicht so, dass sich die Vertreter der Parteien überhaupt nicht für Kultur interessieren, nur muss man sie manchmal wieder daran erinnern. Wenn wir ihnen bei den Wahlen zusätzliche Stimmen gebracht haben, gibt uns das zumindest einen gewissen Hebel – damit können wir sie an ihre Verantwortung erinnern, wenn es um konkrete Kulturgeschäfte geht.

Was hat Euch daran gehindert, das in einer bestehenden Partei zu tun?

Es ging um Sichtbarkeit. Wir sind uns zwar alle bewusst, dass es im Moment dringlichere Themen gibt, doch die politische Debatte um Kultur beschränkt sich derzeit zu sehr auf Budgetdiskussionen. Oder man profiliert sich, indem man einzelne Kulturschaffende anprangert, wie das Beispiel von Thomas Hirschhorn zeigt. Oder umgekehrt, indem man sich für Leuchttürme, «Best Offs» und «Prix Lalala»-Anlässe einsetzt, wo man sich medienwirksam inszenieren kann. Dieser Kulturbegriff ist mir zu einfach.

Ist das auf nationaler Ebene nicht automatisch so? Die spannenden Dinge, jene, die man am ehesten fördern kann und muss, passieren doch in den Städten und Regionen. Warum kandidierst Du nicht für den Kantonsrat oder das Stadtparlament?

Das Selbstverständnis von Kunst + Politik ist nicht das einer regional geprägten Aktion. Es ist eine nationale Bewegung. Dort ist es am nötigsten, dass gezielt politische Arbeit betrieben wird. In den Kantonen und Gemeinden sind die Kontakte zwischen den Parlamentariern und den Kulturinstitutionen besser. Im Vorstand der Kunsthalle haben wir ja auch einen Nationalratskandidaten, Markus Bänziger von der Ausserrhoder FDP.

Wie stellt Ihr Euch die politische Arbeit vor?

Ich denke, dass Kunst und Kultur sehr viele Werkzeuge bieten können für das politische Denken. Wer kulturell aktiv ist, betreibt Innovation auf täglicher Basis. Nicht im Sinn einer technischen Innovation, die sofort wieder monetarisiert werden kann, es ist eher eine Vorwärtsbewegung im Ästhetischen, im Philosophischen, im Denken. Über längere Sicht bringt uns das als Gesellschaft weiter.

Das ist jetzt etwas weit gefasst. Wie erklärst Du einem Politiker, welche Bedeutung eine bestimmte Ausstellung oder Institution hat? Da beginnt man in der Regel ja immer wieder bei Null...

Es braucht Vermittlungsarbeit. Das ist kompliziert und mühsam, ich weiss, umso mehr muss man wissen, weshalb man selber kulturschaffend ist.

Wieso bist Du Kulturschaffender?

Die Frage habe ich mir wohl selber eingebrockt... Eine gesunde Portion Egoismus ist sicher auch mit dabei, denn Kultur und der Umgang damit bringen mich weiter. Es stimuliert mich und hält wach. Kultur ist eines der wesentlichen Elemente der Zivilisation und ich will Teil davon sein. Natürlich bin ich auch glücklich, damit meinen Lebensunterhalt bestreiten zu können.

Das darf man in der Politik so kaum zugeben. Schliesslich ist man ja aktiv für das Gemeinwohl.

Das kann aber durchaus auch eine kleine Gruppe betreffen. Schliesslich gibt es viele Parlamentarier, die sich nur für ihr eigenes Klientel einsetzen. Denken wir etwa an das aktuelle SRF-Bashing.

Stellst Du damit die Kunsthalle in eine politische Ecke?

Ich versuche, das möglichst zu trennen. Natürlich stehe ich als Person zu meinem politischen Engagement und muss mich dafür nicht schämen. Umgekehrt ist es aber nicht so, dass wir jetzt Wahlplakate in der Kunsthalle aufhängen. Das will ich nicht.

Reden wir über Geld, ein Hauptbestandteil in der politischen Auseinandersetzung um Kunst und Kultur. Werden die Subventionen in der Schweiz richtig verteilt?

Das kann ich pauschal nicht beantworten. Die Schweiz ist ein kompliziertes Land mit vielen «Kulturen». Ich schwanke zwischen dem famosen «Prinzip Giesskanne» und einer Konzentration auf wenige «Leuchttürme». Interessanterweise stelle ich fest, dass Kulturschaffende für dieses Spannungsfeld wesentlich mehr Verständnis aufbringen als die breite Öffentlichkeit. Grundsätzlich finde ich aber, dass mehr Geld ausgeschüttet werden müsste.

Wie soll das finanziert werden?

Unser Steuersystem ist sehr ungerecht. Der Wettbewerb zwischen Kantonen und Gemeinden hat nichts verbessert, aber das scheint noch nicht angekommen zu sein im öffentlichen Bewusstsein. Trotzdem gibt es auch durchaus kreative Ansätze, etwa das Erbprozent, mit dem man freiwillig ein Prozent seines Erbes zweckgebunden für die Kultur stiften könnte. Diese Idee, aus der Ausserrhoder Kulturlandsgemeinde hervorgegangen, hat auch prominente Unterstützer, beispielsweise Pierin Vincenz.

Freiwillige Steuern – kommt man damit weit genug?

Natürlich gibt es noch andere Bereiche, aus denen das Geld stammen könnte. Bei der Armee zum Beispiel ist noch viel Luft.

Müsste man nicht auch Prioritäten setzen bei gewissen Ausdrucksformen? Gerade in der bildenden Kunst fliessen private Gelder viel eher.

Könnte man da nicht auf Subventionen verzichten?

Du hast schon Recht, dass die bildende Kunst tendenziell eine «Luxusindustrie» ist. Aber öffentliche Gelder erlauben eine Freiheit, die bei ausschliesslicher Finanzierung durch Private oft verloren geht. Einzig der Staat garantiert uns in der Verfassung Kunst- und Meinungsfreiheit. So will er gewährleisten, dass die Kultur ihren Beitrag zum aktuellen Diskurs leisten kann.

kunst-und-politik.ch

Nach dem grossen Beben

Im Kult-Bau St.Gallen liest die haitianische Autorin Kettly Mars aus ihrem brandneuen Roman *Ich bin am Leben* und wirft einen Fokus auf ihr Land – nach dem Erdbeben von 2010. von Daniel Fuchs



Kettly Mars. Bild: Stéphan Haskell/
Mercure de France

Haiti ist das ärmste Land der nördlichen Hemisphäre. Das Bruttoeinkommen liegt bei 630 US-Dollar. Geschätzte 10,6 Millionen Menschen bevölkern den Karibikstaat, 3 Millionen Haitianer und Haitianerinnen sind migriert. Haiti ist ein heimgesuchtes Land: 200 Jahre wechselnde Diktaturen, Kriege, 200 Jahre wiederkehrende Naturkatastrophen. Ein gescheiterter Staat.

Haiti hat in der Karibik den grössten Anteil an afrikanischem Erbe (1804 deklarierte sich Haiti zur ersten freien schwarzen Republik). Haiti ist auch ein Voodoo-Land mit reicher Kultur. Im 20. Jahrhundert haben der Anthropologe und Schriftsteller Jacques Roumain und der Arzt und Dichter Jacques Stéphen Alexis mit ihren Werken die haitianische Literatur zur Weltliteratur erhoben. Bemerkenswerterweise ist in der Gegenwartsliteratur der Anteil schreibender Frauen, wie in allen Ländern der Karibik, hoch. Yanick Lahens, die aus der Diaspora schreibende Edwidge Danticat und Kettly Mars zählen zu den bedeutendsten literarischen Stimmen.

Tränen des Eros

Kettly Mars, 1958 in Port-au-Prince geboren, machte in den 1990er-Jahren als Lyrikerin auf sich aufmerksam. Ihr Werk ist seit 2003 auf gegenwärtig sechs Romane angewachsen. Dank Verleger und Übersetzer Peter Trier und seinem Litradukt Verlag, der sich seit Jahren konsequent für die haitianische Literatur stark macht, sind bis jetzt vier Romane ins Deutsche übersetzt worden.

In ihrem frühen Roman *Fado* erzählt Kettly Mars die Geschichte von Anaïse, einer bürgerlichen Frau aus der Oberschicht, die sich nach zehn Ehejahren von ihrem Mann

trennt und sich als Prostituierte Frida eine neue Identität schafft. In einem Prozess der Selbstsuche ergreift Frida wieder Besitz von ihrem Körper. Von farbigster Sinnlichkeit durchdrungen ist *Fado* ein Roman, der von einer weiblichen Sicht der Dinge bestimmt wird. Ein erotisches Buch.

Anfangs der 60er-Jahre schickt sich Diktator François Duvalier, «Papa Doc», an, zum Präsidenten auf Lebenszeit zu werden. Der Staatsterror bestimmt den Alltag der Bevölkerung. Die «Tontons macoutes», eine paramilitärische Organisation, verbreiten Angst, foltern und töten. In eben diese Zeit wird der Leser im Roman *Wilde Zeiten* versetzt. Nirvah, eine schöne Mulattin, lässt sich auf eine Affäre mit einem Staatssekretär ein, um ihren inhaftierten Mann zu retten. Der Staatssekretär, ein Emporkömmling, repräsentiert die Macht. Stück für Stück ergreift dieser Besitz von Nirvah und ihren Kindern. In einem grossartig angelegten Panorama thematisiert Mars die Verflechtungen von politischer Gewalt und bezahlter Sexualität.

Wenn die Hölle unter den Füßen tanzt

Am 12. Januar 2010 bebt in Haiti die Erde. Das Hypozentrum des Bebens liegt 17 Kilometer unter der Hauptstadt Port-au-Prince. Schätzungen belaufen sich auf 220'000 bis 500'000 Todesopfer. Obdachlos werden 1,3 Millionen Menschen. Kettly Mars überlebt und berichtet aus dem Epizentrum der Katastrophe in ihrem berühmt gewordenen Artikel in der «Zeit online», wie das ist, wenn die Hölle unter den Füßen tanzt. Hoffnung zieht Mars daraus, dass erstmals in Haiti die Spaltung der Gesellschaft keine Rolle spielt, dass Elends- und Nobelviertel gleichermaßen betroffen sind. Hoffnung also auf einen gemeinsamen Wiederaufbau.

Im Roman *Vor dem Verdursten* sieht die Realität weniger erfreulich aus. In «Canaan», einem Lager für Erdbebenopfer, in dem Prostitution, Gewalt und Drogenhandel allgegenwärtig sind, kämpft der Autor und Architekt Fito, der für den Wiederaufbau arbeitet, gegen seine pädophilen Neigungen zu jungen Mädchen und findet am Ende Erlösung im Schreiben.

Die durch das Beben erlebte Traumatisierung, Kettly Mars spricht vom «Erdstosssyndrom», vom «Syndrom der offenen Tür», erschüttert auch die Familie Bernier in ihrem neuen Roman *Ich bin am Leben*. Hier zeichnet Mars ein scharfes Bild der Verwerfungen in der haitianischen Gesellschaft von heute – nach dem grossen Beben.

Kettly Mars: *Ich bin am Leben*. Litradukt Verlag, Trier, erscheint im Oktober.
litradukt.de

Lesung: Montag, 19. Oktober, 20 Uhr,
Noisma im Kult-Bau St.Gallen.
kultbau.org

Grüssaugust und Kritikaster

Die Geschichten um Maag & Minetti von Keller + Kuhn erscheinen nun als Buch in der Edition LiO. von Andrea Gerster

In der Zusammenarbeit der Schriftsteller Christoph Keller und Heinrich Kuhn entsteht entweder ein dritter Autor – oder die beiden werden eins. Das kann man sehen, wie man will. Das Autorenkollektiv, oder eben der dritte Autor, heisst Keller + Kuhn. In einem Selbstinterview, das vor einigen Jahren in der NZZ erschien, nennen sie ihr Tun «vierhändiges Schreiben». Und sie erklären dem imaginären Gegenüber: «Es wird Ihnen Mühe machen, herauszufinden, was von wem inspiriert sein könnte. Am besten, Sie lassen es bleiben. Weil das Produkt von keinem von uns ist, sondern einzig und allein von Keller + Kuhn. Das ist das Ziel.»

Ziel erreicht, lautet das Urteil nach der Lektüre der neusten (vierten) Publikation von Keller + Kuhn, die dieser Tage in der noch jungen Reihe Edition Literatur Ostschweiz unter dem Titel *Alles Übrige ergibt sich von selbst* erscheint. Den Saiten-Leserinnen und -Lesern sind Maag & Minetti als langjährige «Kolumnisten» ein Begriff; eine grössere Auswahl ist zudem im Vorjahr in der Vorarlberger Zeitschrift «Miromente» erschienen. Die Geschichten um die Erlebnisse, Überlegungen und Erkenntnisse der beiden Flaneure, die sich zwischen Stadtcafé, Zentralpark, Zentralbahnhof und verschiedenen Gassen bewegen, kommen in kurzer oder kürzester Form daher und sind im wahrsten Sinne des Wortes geistreich, immer pointiert und witzig. Ausserdem sind da Wörter, denen man sonst kaum begegnet, genauso wie die Charaktere, die sich durch die Geschichten und Anekdoten ziehen und die man, Wörter wie Charaktere, grad sofort ins Herz schliesst: Vrille, Habitués, Baffo, Galgo, Grüssaugust oder Kritikaster.

Mit dickem Strich gezeichnet werden Figuren wie der Stadtgärtner Willi oder Ana Bela, die an der Kaufhaus-Kasse arbeitet, aber auch Rita vom Stadtcafé (übrigens eine ehemalige Freundin Minettis), Departementssekretär Grabovski oder Lelli, Selinda Kantor und Arnaud Darbellay. Dies nimmt Künstler Beni Bischof auf, der sich in seinen Illustrationen im Buch auf Gedankensplitter, witzige An- oder Umdeutungen und kleine mit Filzstift gemalte Einschübe beschränkt – was ganz wunderbar passt.

Wer sind Maag und Minetti und wie stehen sie zueinander? Aufschlussreich ist der Text *Bis auf Weiteres*, wo Maag genau darüber nachdenkt. Wer ist dieser Minetti, von dem er nicht einmal den Vornamen weiss? Und dann: Je mehr er über ihn nachdenkt, umso weniger greifbar wird er für ihn. Und so ergeht es uns auch mit Maag. Wir erfahren nach und nach, dass Maag und Minetti Feldforschung betreiben, viel Zeit haben, täglich durch ihren Mikrokosmos schreiten, hierbei immer wieder denselben Menschen begegnen, aber praktisch nie einander. Sie denken nach und ziehen zum Teil absurd-witzige Schlüsse. Aber sie haben kaum eine Vergangenheit und versteigen sich bezüglich Zukunft auch mal in grössenwahnsinnige Vorstellungen, in der sie sogar zusammenarbeiten. Natürlich nicht auf hierarchisch gleicher Stufe, denn Regierungschef kann nur einer sein.

Keller + Kuhn: *Alles Übrige ergibt sich von selbst*. Edition Literatur Ostschweiz, VGS St.Gallen 2015, Fr. 23.–

Ich bin ein Mädchen. Aber ich konnte Fussball spielen.

«Eigentlich war ich damals nicht sicher, ob To mein Freund geworden wäre, wenn er unter den Jungs jemanden gefunden hätte. Ich bin ein Mädchen. Aber ich konnte Fussball spielen und andere in den Schwitzkasten nehmen wie die meisten Jungs in meiner Klasse. Und wenn unsere Lehrerin von «unserem Projekt zur Vorbeugung gegen Gewalt an den Schulen» sprach, blickte sie jedesmal kalt in meine Richtung...».

Man merkt rasch: Es geht zeitgemäss zu und her in dieser Geschichte. Sie handelt von No, einem nicht ganz typischen Mädchen, und von To, der neu zugezogen ist und den sie gerne als Freund hätte. Um ihn für sich zu gewinnen, heckt sie unter anderem den Plan aus, die Milch eines Bauern mit Lebensmittelfarbe einzufärben. Die grüne Milch gibt dem Roman für Kinder seinen Titel. Autorin ist Andrea Gerster, Zeichnerin Lika Nüssli. (Su.)



Andrea Gerster / Lika Nüssli: *Grüne Milch und anderes*. Ein Roman für Kinder, Verlag Vogelfrei, Fr. 18.–. Buchtaufe: Mittwoch, 28. Oktober, 17 Uhr, Stadtbibliothek Katharinen St.Gallen

Rarer Vogel

Das Jahrbuch *Mauerläufer* handelt von Ordnung und verspricht den Lesern einen Orden. Rainer Stöckli stellt diesen und andere Almanache vor. Und Jochen Kelters neuen Gedichtband.

Mit dem «Almanach»-Begriff glaubt man sich um Jahrhunderte zurückversetzt. Man assoziiert: jährlich erscheinend, kunterbunt Kalendarisches, Astronomisches oder Astrologisches, interessant bebilderte Textauswahl, beträchtlicher Unterhaltungswert. Solche Vorstellungen, die meisten davon, treffen auch auf heutige Jahrbücher zu. Ihre Herausgeber verfolgen ein Anliegen. Sie denken an eine – möglichst vielstimmige – Region oder an einen – möglichst aufschlussreichen – Querschnitt literarischen Schaffens.

Derzeit gibt eine namhafte Redaktionsgruppe unter dem Titel *Mauerläufer* ein «literarisches Jahresheft» heraus. Am raschesten werden die Vogelfreunde dafür Partei nehmen. *Mauerläufer* sind eher rare Vögelchen; wenn ein Jahrbuch *Mauerläufer* heisst, muss es mehr sein wollen und anderes zum Vorschein bringen als das Porträt eines seltenen Vogels aus der Familie der Kleiber, der in der Senkrechten (an Baumstämmen oder geschindelten Hauswänden) zu laufen vermag.

Ein Jahrbuch auch für Kinder? Und für Spassvögel?

Die Anthologien sind hauptsächlich für uns ernste Leute rund um den Bodensee gemacht. Vorstellbar ist aber auch: Sie seien hergestellt für Kinder, die über Mauern oder Mäuerchen laufen wollen, geleitet und gesichert für den Fall, dass sie die Balance verlieren.

Ein so beschaffenes *Mauerläufer*-Verständnis kann man noch steigern: Die Edition wäre redigiert von Waghalsigen oder für Tollkühne, welche sich auf Mauern gehend zur Schau stellen beziehungsweise ihre mauerüberlaufende Arbeit präsentieren – plötzlich ist die Berliner Mauer, sind die Jahre 1961 und 1989 vor Augen, ihre Errichtung, ihre Überwindung – oder eben die grösste, allerdings komfortabel zu begehende Laufmauer der Welt, die chinesische, mitsamt ihrem fast endlosen Auf und Ab über alle Berge.

Das momentan jüngste Produkt der Gruppe, eigentlich die dritte Edition, hat es mit der «Ordnung» als Titelthema. Aber auch sonst mit ziemlich allem. Also auch mit jederart Störung (nicht nur der Ordnung) – und nicht zuletzt mit dem Nonsens. Katrin Seglitz im Editorial und Jochen Kelter im Rechenschaftstext geben sich streng; eine auffällige Zahl Illustrationen jedoch siedelt im Dreieck von witzig-rebellisch-stupend, und manche Bemerkung mutet neckisch an, zum Beispiel diejenige von der nicht-beabsichtigten Ähnlichkeit allfälliger Fehler mit lebenden oder verstorbenen Fehlern...

Dementsprechend kann, wer will, das *Mauerläufer*-Motto «regional – radikal – randständig» (Kelter interpretiert es in seinem Nachwort) als Ouvertüre zu einem exorbitanten Text-Bouquet lesen, eher denn als richtungsweisendes Programm. Gleich viel Feuerwerk wie Sternschnuppen! Oder was bedeutete, humorlos verstanden, die Feier des Konzepts «Randständigkeit» für ein Periodikum, welchem viel liegt an

unserer Identifizierung mit einem Lebensraum und welches gern den Bodensee als Zentrum bewusst machte, mitsamt dem Himmel darüber und dem Ufer rundum?

Bisher drei, bald vier *Mauerläufer*-Editionen

Die als zweite Ausgabe gezählte Textlese des *Mauerläufers* ist in Aulendorf gedruckt worden, das Heft davor (2014) in Biberrach. Zur nächsten, dritten Ausgabe ist bereits eingeladen, die Energie dafür ist glaubhaft zugesichert und Ausdauer hiermit lebhaft gewünscht.

Die beiden vorliegenden Almanache haben eine Vorläuferin mit Verlagsort Meersburg, nämlich die Anthologie des Jahres 2011 jener Autorenrunde, welche mehrmals jährlich im Meersburger Alten Schloss tagte und noch tagt. Schon damals hat die Gestalterin des *Mauerläufers*, Eva Hocke, und haben die Herausgeber Hippe Habasch und Hanspeter Wieland verdienstvoll, wenngleich verdienstlos gearbeitet. Darin liessen sich zehn Autorinnen finden, Zsuzsanna Gahse, Christa Ludwig und Johanna Walser unter ihnen, auch Peter Blickle und Björn Kern, die alle in den *Mauerläufer*-Jahresheften wieder publiziert haben. Ausdauernde Mitarbeiter eben. Andere, Oswald Burger, Bruno Epple, Peter Renz, sind ersetzt durch andere Arrivierte, beispielsweise Monika Helfer oder Hermann Kinder. Übrigens hielt es die erwähnte Vorläuferin mehr mit den Fischen als mit den Singvögeln, also mit dem Hecht und mit dem Karpfen (Umschlag-Illustration), mit dem Räuber und dem sogenannten Friedfisch.

Wer die drei bisherigen Editionen überblickt, dem fällt die exklusive Gestaltung der Ausgaben 2014 und 2015 auf. Sie ragt übers Gros anderer Kompendien hinaus; allenfalls das Jahrbuch des Literaturhauses Liechtenstein, momentan im neunten Jahrgang, reicht den *Mauerläufern* das Wasser. Die *Rheinland-Pfälzischen Anthologien* (1994–2011), das *Wort im Gebirge* aus Tirol (1949–1989), das Literarische Jahrbuch der Stadt Linz, *Facetten* geheissen (seit 1970), das Hamburger Jahrbuch für Literatur, *Ziegel* genannt (bis heute 14 Ausgaben) – sie alle traten oder treten braver auf.

Verglichen damit, wirken die *Mauerläufer*-Jahreshefte wie Weckamin. Und zwar aufgrund ihrer Durchmischung von frischfroh platziertem Text mit effekthascherisch gestreuten Bildseiten. Eigenwilligste *Mauerläuferei*! Mehr davon wär dann postdadaistisch! Verborgen jedenfalls bleibt das System der Reihung, rätselvoll der Weg oder die Bahn durch die Abteilungen. Möchte es sein, dass wir Assel-Gänge vermuten dürfen? Gänge von Gliederfüsslern, welche unberechenbar kreuz und quer über feuchte Kellermauern laufen, wahrscheinlich achtbeinig, auf der Suche nach – ja, wonach?

«zerknülle das papier oder/ scheiss drauf»

Am muntersten wird der Leser möglicherweise angesichts neogardistischer Texte oder Bildsequenzen. In der Abteilung

Einen Menschen langsam verlieren

IV mit der kecksten Satzspiegel-Kunst kommt Hanspeter Wieland zweimal zu Wort: zuerst mit seinem launigen Kurzessay übers Hassen, Gestraftsein, Busse tun, Friedensstreben; sodann mit seiner Version von Setzungen des Amerikaners Michael Ledeen. Im letzterwähnten Text lauter zornige Sätze gegen die Vernichter von Ordnung und regulärem Leben – in einer artistischen Sprachform, wie rund um den Bodensee wenige sie vermögen und nur einer sie riskiert. Erwiesen ist damit: Unser aller Alemannisch, weissgott geeignet sowohl zum Beten wie zum Rechtsprechen, gestattet auch, jeden Schimpf zu sagen. Hierin ist einer der herausgeberischen Programm-Begriffe «radikal» erfüllt.

Dem Rebellischen gegenüber steht, nicht weniger aufrecht, das Klassische. Es darf nicht fehlen, wenn das Jahresheft eine Rundumschau des literarisch Bemerkenswerten leisten soll, am Bodensee, im Allgäu und Hegau, in Oberschwaben und im Vorarlberg. Lange hat sich die *Allmende* mit dieser Grossregion, die Ostschweiz inbegriffen, befasst; unterdessen jedoch weniger anthologistisch denn als Organ literarischer Gesellschaften. Andererseits steht die *Allmende* – man verbeugt sich – derzeit im 35. Jahr.

Das Klassische: Auf vier gediegen designten Seiten legt der jüngste *Mauerläufer* sieben Gedichte Jochen Kelters vor. Abschied und Nachruf sind in ihnen; die «In-memoriam»-Geste fiel schon in Kelters letztjähriger Gedichtsammlung auf. Sie ist auch in Kelters neuem Buch gegenwärtig, im gerade erschienenen Band *Die Möwen von Sultanahmet*.

«Was bleibt denn noch von all/der Zeit»

Die Frage ist uralte. Und eigentlich müsste Kelter nicht klagen – er war hundertmal in aller Welt. Lieber als von westlich, südlich, östlich gelegenen Fremdländern und Städten (Paris, Salerno, Belgrad, Istanbul) liest unsereiner, ein Sitzlederner, die hierzulande situierbaren Gedichte: Schauplätze Konstanz, Salem, der Langen- und der Silsersee, Ittingen, Fischingen; lyrische Gegenstände Untersee im Winter, vögelbesetzter Seerhein, Möwenland... Aber natürlich ist Jochen Kelter kein Heimatdichter, kein Sänger der Provinz. Sein poetisches Schaffen nahm seit je und nimmt uns jetzt wieder mit nach Dresden und Sarajewo, nach Köln und an die Elbe, nach Zagreb und Übersee. Ausserdem findet mancher Text bald Wort, bald Bild fürs «abnehmende Leben» – nichts anderes nämlich als Dichtung vermöge, so scheint es, «versäumtes Leben» zu bewahren, wie es in einem anderen Gedicht Kelters heisst.

Kontrapunktisch solcher Altersklage gegenüber die Texte, welche die Kindheitsjahre rückerinnern, das Herkommen, die Lebensfrühzeit, wo man, junger Beau, noch nicht «aus dem Blick der Frauen gefallen» war; überhaupt die Adoleszenz mit ihrem dauerhaft geglaubten Guthaben an Kraft und Gegenwart. Mittlerweile – Kelter wird nächstes Jahr 70 – sieht es danach aus, das Leben nehme seinen Weg aus «der hellen Wirklichkeit», wie es eben könne.

Mauerläufer. Literarisches Jahresheft, Fr. 12.–

Jochen Kelter: *Die Möwen von Sultanahmet*.
Gedichte, Weissbooks, Frankfurt 2015, Fr. 24.–

Es ist ein Buch, in dem es emotional ständig auf und ab geht, brutal ehrlich be- und geschrieben und gerade darum berührend: In *Demenz für Anfänger* erzählt die Ostschweizer Autorin Zora Debrunner über die innige Beziehung zu ihrer Grossmutter Paula. Diese ist an Demenz erkrankt. Als die heute 87-jährige Paula gesundheitlich immer mehr abbaut, beginnt ihre Enkelin im Herbst 2012 darüber zu schreiben. «Das war und ist Verarbeitung und Medizin zugleich für mich», sagt Debrunner. Die Texte veröffentlichte sie im Blog *Demenz für Anfänger* – und dieser machte Furore: 2014 wurde er für den renommierten «Grimme Online Award» nominiert. Diesen gewann sie zwar nicht, dafür wurde Debrunner von einem deutschen Verlag für ein Buchprojekt zum Blog angefragt.

Das im Juli erschienene *Demenz für Anfänger* bleibt in ausgewählten ein- bis zweiseitigen Texten der Blogform treu. In schnörkellosen und kurzen Sätzen wird erzählt, wie es sich anfühlt, «den Menschen langsam zu verlieren, der einen ein Leben lang beschützt hat»: Mal hat Paula einen guten Tag und lässt ihren altbekannten Schalk aufblitzen, sie ist klar und freundlich. Dann wieder verwechselt sie Zora plötzlich mit deren Mutter, die bereits vor Jahren gestorben ist. Ein unberechenbares Auf und Ab eben. Als Leser kann man nur ahnen, wie anstrengend das sein muss.

Obwohl sich Paulas Geschichte chronologisch durch das Buch zieht, kann man es auch an einem beliebigen Ort aufschlagen und lesen: Die schnipselartigen Einblicke in den Alltag von Grossmutter und Enkelin verfehlen ihre Wirkung nicht. Heute lebt «Omi Paula» in einem Heim im Toggenburg, wo sie von ihrer Enkelin regelmässig besucht wird. «Es geht ihr gut, sie ist zufrieden. Doch meinen Namen kennt sie nicht mehr», sagt Debrunner. Es ist die bittere Realität einer Krankheit, gegen die unsere Hightech-Medizin kaum etwas ausrichten kann.

Nebst der sehr persönlichen Geschichte ist das Buch darum auch eine Auseinandersetzung mit dem Tod. Mit der Zeit drängt sich beim Lesen die Frage auf: Was wird sein, wenn ich einmal auf diese Weise alt werde? Oder meine Angehörigen? Laut Debrunner ist das Thema Demenz zwar wegen der älter werdenden Gesellschaft dringend, «nur interessiert es kaum jemanden». Wer seine demenzkranken Angehörigen pflege, werde von Staat und Öffentlichkeit zu wenig unterstützt. Sicher ist: Wer dieses Buch gelesen hat (meist passiert das wohl schnell), wird die Geschichte so schnell nicht vergessen. (upz)

Zora Debrunner, *Demenz für Anfänger*,
Ullstein List Verlag 2015, Fr. 14.90

Der Blog: demenzfueranfaenger.wordpress.com

Auftritt der Spatenbrigade

Regionale Vertragslandwirtschaft versteht sich als Gegenbewegung zur Agrarindustrie. Das Handbuch *Gemeinsam auf dem Acker* von Bettina Dyttrich gibt eine Anleitung dazu und vergisst auch die Menschen dahinter nicht. von Wolfgang Steiger



Bild: Giorgio Hösli

Bienensterben, Wasserknappheit, Landgrabbing, Nahrungsmittelvergeudung im Tierfutter und Schädigung der Bodenfruchtbarkeit sind in aller Munde. Um etwas gegen die schädlichen Auswirkungen der industriellen Landwirtschaft zu tun, schliessen sich Bauern, Grüne, Vegane, Gourmets, Gesundheitsbewusste und Solidaritätsbewegte zusammen. «Food Movement» nennt sich diese bunte, teils widersprüchliche Allianz. Mit einer Mischung aus Leidenschaft und politischer Überzeugung organisieren die Aktivistinnen und Aktivisten gemeinsam eine Alternative zur konventionellen Landwirtschaft.

Die Idee, dass Gruppen von Konsumentinnen sich bei Bauernhöfen vertraglich zur Abnahme der Erzeugnisse verpflichten, findet in diesen Kreisen zunehmend Anklang. Noch ist die Community Supported Agriculture (CSA) genannte Bewegung keine ernsthafte Konkurrenz zur industriellen Landwirtschaft. CSA umgeht die vorgelagerten Bereiche der industriellen Landwirtschaft (Saatgut, Dünger, Pestizide, Tiergenetik). Und die nachgelagerte Lebensmittelverarbeitung aus den «Rohstoffen» Kartoffeln, Getreide und Milch

überlassen die Produzenten nicht weiter der Lebensmittelindustrie. Die Begriffe CSA, solidarische Landwirtschaft (in Deutschland Solawi) oder regionale Vertragslandwirtschaft stehen alle für dasselbe.

Vorausbezahlte Gemüsekörbe

In ihrem Handbuch beschreibt Bettina Dyttrich, «WoZ»-Redaktorin und Saiten-Autorin, ausführlich den Hintergrund der solidarischen Landwirtschaft und erzählt die spannende Geschichte der internationalen CSA-Bewegung. In einem zweiten Teil stellt das Buch 15 Projekte aus der Schweiz mit berührenden Porträts der Menschen dahinter vor und schliesst mit einem fundierten rechtlichen und organisatorischen Leitfaden für die Gründung eines Projektes. Es liefert jedoch keine Anleitung für die Praxis des Gemüseanbaus. Für die Aneignung des Fachwissens, um mit einer Gemüsekooperative Erfolg zu erzielen, empfiehlt sich der Besuch der einschlägigen Lehrgänge der Kooperationsstelle für solidarische Landwirtschaft. Zu jedem Projekt gehören ausgebildete Gemüsegärtnerinnen und -gärtner, die unterdessen gesuchte Berufsleute sind.

In der Schweiz bieten Dutzende von Organisationen der regionalen Vertragslandwirtschaft Gemüseabos an (eine Liste befindet sich im Anhang von *Gemeinsam auf dem Acker*, für St.Gallen siehe regioterre.sg). Diese Abos berechtigen die Mitglieder zum wöchentlichen Bezug eines Korbes oder meist eher einer Tasche mit Lebensmitteln in einem Depot in der Nähe ihres Wohnortes. Die Tasche enthält ausschliesslich Saisongemüse, das vielleicht nicht ganz der aus dem Supermarkt gewohnten Norm entspricht, dafür aber fantastisch schmeckt. Wichtig für die Höfe ist das langfristige Engagement der Konsumentinnen und Konsumenten: Sie verpflichten sich, für mindestens eine Saison Gemüse zu beziehen, was es für die Bauern möglich macht, die Produktion zu planen, um Überschüsse zu vermeiden. Ein zweites wichtiges Element ist die Vorauszahlung. Bettina Dytrich schreibt: «Das sichert das Einkommen der Produzenten, auch wenn schlechtes Wetter oder Schädlingsbefall zu Ausfällen führt. Ob ein Projekt in diesem Fall Gemüse von anderen Höfen kauft oder ob weniger verteilt wird, müssen die Beteiligten miteinander klären. Gerade solche «Krisen» können das Verständnis für die Landwirtschaft fördern.»

Man muss anfügen, dass dies denn auch die Solidarität dieser ganz speziellen Wechselbeziehung zwischen Konsumentinnen und Landwirtschaft ausmacht. Die Konsumenten werden gefordert: Letztlich erhalten sie mit der wöchentlichen Gemüsetasche keine Fertigmahlzeiten. Sie müssen selbst kochen. Bei manchen Projekten (zum Beispiel bei Ortoloco in Zürich) verpflichten sich die Gemüsebezüger ausserdem zu Hilfsarbeiten wie Jäten auf dem Acker.

Mit dem gesellschaftlichen Trend einer apolitischen Weltflucht in einen Öko-Lifestyle hat das also nichts zu tun. Bettina Dytrich weist darauf hin, wie im Gegenteil dank dem Kontakt mit den Nahrungsmittelerzeugern die Beschäftigung mit dem Essen plötzlich politisch wird und spannende Fragen aufwirft: «Welche Strukturen sind für die ökologische Versorgung der Stadt sinnvoll? Was ist ein fairer Milchpreis? Was ist gute Tierhaltung? Warum bezahlen wir nicht gleich den Lohn der Gärtnerin statt den Preis der Rüeblis? Wie gehen wir damit um, dass Energie billig ist und Arbeit teuer, Handarbeit sich also nicht finanzieren lässt?»

Wenn die Böhnlisünderpolizei anruft

Alles fing Ende der 1970er-Jahre in Genf an, mit dem Jardin de Cocagne, dem Schlaraffengarten. Nachdem sie von der Idee schon Jahre zuvor gehört hatte, sah Bettina Dytrich dort im Frühling 2009 zum ersten Mal solidarische Landwirtschaft. «Agriculture contractuelle de proximité» heisst das Konzept in der französischen Schweiz. Sie fand, diese Gärtnerinnen und Bauern strahlten eine Begeisterung aus, wie sie es zuvor noch nie gesehen hätte. Üblicherweise kamen ihr Bäuerinnen und Bauern abgekämpft und erschöpft vor, geplagt von Geldsorgen. In ihrem Artikel in der «WoZ» hiess es dann: «Agricuturelle contractuelle macht offensichtlich glücklich.»

Zur gleichen Zeit verging den Teilnehmern eines montäglichen Diskussionszirkels zu genossenschaftlichen Wirtschaftsformen im linken Zürcher Treffpunkt Kasama die Lust, immer nur zu diskutieren. Der «WoZ»-Artikel über den Jardin de Cocagne inspirierte die Gruppe zur Gründung der Kooperative Ortoloco im Limmattal zwischen Dietikon und Spreitenbach. Heute, fünf Jahre nach der Gründung, versorgt

die Kooperative 220 Haushalte mit Gemüse und gibt Arbeit für drei Gartenprofis, die sich 150 Stellenprozente teilen.

Der Wirtschaftshistoriker und Informatiker Simon erzählt im Buch, wie er während seinen praktischen Einsätzen auch heute noch Diskussionen führt: «Manchmal kommen wir kaum noch zum Arbeiten! Heute wird viel theoretisch über Wachstumsökonomie diskutiert – Ortoloco setzt sie praktisch um. Wenn es dieses Wissen einmal in breiteren Kreisen braucht, kann ich es weitergeben. Denn die Wirtschaft wird nicht immer so weiterwachsen können wie bisher.» Zwei Drittel der Arbeit bei Ortoloco leisten die Genossenschafter gratis. Alle müssen mindestens zehn Halbtage pro Jahr mitarbeiten. Ortoloco hat höchste politische Ansprüche, da es den Mitgliedern um nichts weniger als um eine solidarischere und ökologischere Wirtschaft geht.

Einer der Höhepunkte im Gartenjahr bei der Kooperative ist das Umstechen im Frühling. Um den Boden nicht der Verdichtung durch den schweren Traktor, der den Pflug zieht, auszusetzen, fand sich am Samstagnachmittag des 15. März 2015 eine 200-köpfige Spatenbrigade ein. Unter musikalischer Begleitung einer Balkanbläser-Gruppe gruben die Helferinnen und Helfer den Acker um, während fünf Tänzer als Fenchel, Lauch und Rüeblis über den Acker hopsten. Ortoloco verteilt für geleistete Einsätze auf der Mitgliederplattform my.ortoloco eine virtuelle Bohne. Wer Ende Jahr zu wenig Bohnen hat, bekommt einen Anruf von der «Böhnlisünderpolizei». «Es ist eine Frage der Fairness: Engagierte Leute ärgern sich, wenn andere schwänzen. Und die Arbeit muss gemacht werden», sagt Anita von Ortoloco.

Werkzeugkiste für das Umsetzen von Träumen

Mit *Gemeinsam auf dem Acker* legt Bettina Dytrich ein Standardwerk vor, das zeitlich passend zum Generationenwechsel in der Produzenten-Konsumenten-Kooperativen-Bewegung erscheint. Die Pioniere aus den 1980er-Jahren treten ab und für junge Solidaritätsbewegte kommt der Zeitpunkt, die Theorien in die Praxis umzusetzen. Das Buch regt dazu an, etwas anzupacken, das unser Leben und die Welt positiv verändert. Es ist eine Werkzeugkiste für das Umsetzen von Träumen, spart aber nicht mit warnenden Hinweisen im schwierigen Umfeld der stark verrechtlichten Landwirtschaft.

Die Ingenieur-Agronomin und Rechtsanwältin Claudia Schreiber sagt im Interview mit Dytrich: «Man kann die Gesetze, von denen wir umgeben sind, als Machtssystem anschauen, dem man ausgeliefert ist. Diese Haltung ist aber wenig kreativ: Wer sich als Opfer unseres Rechtssystems fühlt, ist in der Landwirtschaft definitiv nicht am richtigen Ort.» Wichtig also: Bei einem regionalen Vertragslandwirtschafts-Projekt gehört auch eine juristisch versierte Person dazu.

Bettina Dytrich, Giorgio Hösli: *Gemeinsam auf dem Acker. Solidarische Landwirtschaft in der Schweiz*, Rotpunktverlag Zürich 2015, Fr. 38.–

Buchvernissage in St.Gallen: 2. Dezember, 19.30 Uhr, Buchhandlung Comedia.

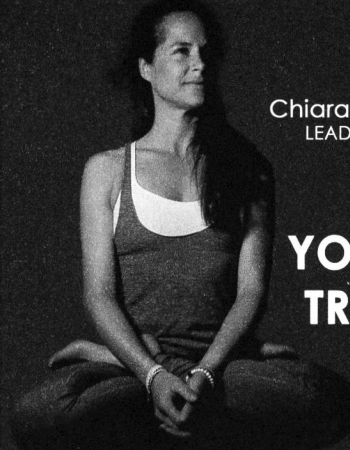
 **SundariYoga**
Zentrum St.Gallen-Bodensee

Bring deine Yogapraxis auf einen neuen Level
mit der 200h Yoga Lehrer-/innen Ausbildung
nach internat. Standard von Yoga Alliance
Jan.-Nov. 2016 | 11 Weekends | St.Gallen

Chiara Castellan
LEAD Trainerin

**YOGA TEACHER
TRAINING 2016**

www.sundari-yoga.com



|s|g |s |w |
Sankt Galler Stadtwerke

Lebensqualität ist, dass
mir das Glasfasernetz
Zugang zur digitalen
Welt bietet.

Die Sankt Galler Stadtwerke bieten Anschluss an
das Glasfasernetz und versorgen Sie mit Wasser,
Elektrizität, Erdgas und Fernwärme.

www.sgsww.ch



Ich bin

TRINKFLASCHE
SQUEASY,
eine von 4832
Späti-Entdeckungen



*Erfreuliches
Nützlich
Originelles*

Boutique **Späti**

Spisergasse 20, 9000 St.Gallen
www.boutiquespaeti.ch

MOVING



t. 078 943 08 32 | santimarco64@gmail.com

www.marcosanti.info

CREATIVE MOVING | MODERNDANCE | MBSR-ACHT-WOCHEN-KURS
ACHTSAMKEIT | GYROKINESIS®

Happy End mit Schiltepuur

Manuel Stahlberger singt und zeichnet im Oktober *Neues aus dem Kopf*, sein zweites Soloprogramm. von Peter Surber

In St.Gallen gibt es Musicals zu allem und jedem. *Artus* hat gesäubert, *Rebecca* geschmachtet, *Don Camillo & Peppone* werden sich nächsten Frühling in die Haare kriegen. Aber vorher noch erhält die Musicalstadt Sukkurs von unerwarteter Seite. Manuel Stahlberger erweitert in seinem zweiten Soloprogramm das Repertoire um eine sensationelle neue Sparte: das Jasskarten-Musical. Im Oktober ist Premiere in der Kellerbühne, im September gab er an einer Reihe von Vorpremieren erste Einblicke, unter anderem an der Museumsnacht im Rahmen der Werkbeitrags-Ausstellung des Kantons.

Nur Nichtraucher dürfen tanzen

Meine Lieblings-Jassfigur hat auch eine Rolle bekommen: der Schiltepuur. Sein Schicksal ist allerdings tragikomisch; in fortgeschrittenem alkoholisiertem Zustand verwechselt er die an der Garderobe deponierte Schilte mit der Schelle, oder war es die Eichle, jedenfalls: Eine groteske Verwechslungskomödie ist die Folge, wie sie nur das Musical beziehungsweise Stahlberger hinbekommen kann. Politisch pikant übrigens, wie es zur Alkoholisierung kommt: Die Puure haben es sich an der Bar allzu gemütlich gemacht.

Darüber hinaus hat Stahlberger den ultimativen Klassenunterschied im deutschen Kartenblatt entdeckt: Raucher vs. Nichtraucher. So tanzt auf der Bühne das Ensemble der Nichtraucherkarten Ballett, während die Fraktion der Raucher das tut, was sie am besten kann: Sie raucht. Im Fortgang des Stahlbergerschen Musicals kommt es einerseits zu einem königlichen Schieber, andererseits zu herzerschütternden Szenen um die Herzdame, denn inzwischen haben auch die französischen Karten ins Drama der zuvor rein deutschen Helden eingegriffen, kurzum: *Artus & Co.* können einpacken, Schiltepuur und Karodame werden die Bühnen dieser Welt erobern, sekundiert von einigen noch etwas gewöhnungsbedürftigen Bühnenneulingen wie dem Schilte-66zgi.

Weil Musicals bekanntlich schnell verleiden – drum muss das Theater St.Gallen immer wieder neue aus dem Hut zaubern, die dann doch immer gleich schnulzen, eine Gefahr, die hier nur schon deshalb nicht droht, weil Stahlbergers Opus ohne Musik auskommt –, füllt die Jasskartenschmonzette nur einen Teil des Soloabends mit dem Titel *Neues aus dem Kopf*. Zeichner Stahlberger bietet darüber hinaus einen

Zeichnungs-Crashkurs (Geheimtipp: die selbstgedrehte Crèmeschnitte) und outet sich einmal mehr als Hobby-Heraldiker von hohen Gnaden – bereits in seinem Buch *Zeug* hatte er sich zeichnerisch mit den Kantonswappen angelegt, jetzt sind die Familienwappen an der Reihe.

Und immer alles parallel

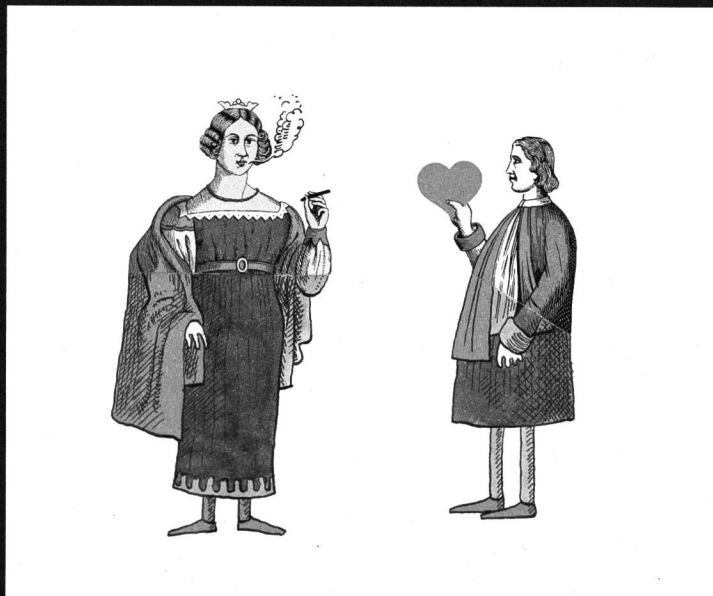
Stahlberger singt aber auch. An der Museumsnacht beglückte er das Publikum unter anderem mit der auch beim x-ten Hören herrlichen Moritat vom *Neumarkt*, die zwar nach dem millionenschweren Umbau des Einkaufszentrums inhaltlich nicht mehr ganz stimmt, aber trotzdem noch immer jede Stadtführung in den Schatten stellt. Zu hören waren aber auch neue Lieder. Wie *Familienferie z Schwede* (oder au z Finnland), eine trübe Katastrophenschilderung der letzten gemeinsamen Ferienerreise, die die Eltern mit ihren zwei schon etwas allzu erwachsenen Kindern unternehmen.

«Alles geht so schnell. Und immer alles parallel. Unsere Köpfe sind voll, und wir wissen nicht mehr, wo sie uns stehen. Digitalisierung und ständige Erreichbarkeit sind schuld. Und dann kommt auch noch Psychokram von früher hoch», schreibt Stahlberger in der Ankündigung zum neuen, seinem zweiten Soloprogramm nach *Innerorts*. In diesem Überforderungsfuror, in dem wir alle stecken, leuchtet es doppelt ein, ausgerechnet zu den

Jasskarten zu greifen: Die schmecken nach Jassteppich und Onkel Heiri und Sonntagnachmittagsgewöhnlichkeit. Nach klaren Verhältnissen, wann es Obenabe und wann es Onenufe geht und wer wen sticht. Im Jass war die Welt noch in Ordnung – bis Stahlberger die Karten neu mischte.

Manuel Stahlberger solo – *Neues aus dem Kopf*.
20. Oktober (Premiere) bis 24. Oktober, 20 Uhr,
Kellerbühne St.Gallen, danach Schweizer Tournee
bis April 2016.

manuelstahlberger.ch



Ab i di nöchsch Stadt

Ham-E und E.S.I.K. haben eine EP gemacht, *Schuldig und verdächtig* heisst sie. Gefeierte wurde das mit einer ambitionierten Schweizerreise: zehn Konzerte in zehn Städten. Alles an einem Tag. von Corinne Riedener



Zum Znüni in Lausanne: die üblichen Verdächtigen. Bild: Samira Lutz

«S'isch langsam zit, mer söted üs glaubi bewege, ab i di nöchsch Stadt, denn i gseh scho blau Kollege», rappt Khaled Aissaoui alias D.Ü.V. alias E.S.I.K., als ich am 11. September gegen 14 Uhr in Basel zu den üblichen Verdächtigen stosse. Damit sind nicht die beiden Quöllfrischs in meiner Hand gemeint, sondern die blau beuniformten Freunde und Helfer aka Cops, die das Treiben auf der Claramatte bereits seit einigen Minuten aus sicherer Distanz beobachten. Zu sehen ist folgendes: ein Typ im orangen Overall, rappend im schalgrünen Pavillon, daneben ein gispliger Backup-MC, dahinter die Band, ein Drummer, ein lockenköpfiger Pianist und ein volltätowierter Bassist. Drumherum: Kinder, Randständige, betreute Rollstuhlgängige. Applaus und gute Stimmung. Und der beste Groupie-Talk ever: «Hast du gesehen, er hat mich angerappt!» Und die andere so: «Die Zugabe haben sie aber nur wegen mir gemacht, weil ich so fest geklatscht habe.»

Zeigfinger, mei mei!

Die Polizisten können dem unangemeldeten Platzkonzert nicht so viel abgewinnen wie die zwei Frauen. Immerhin, statt einzugreifen warten sie mit ihrer Standpauke bis nach dem letzten Stück: Bewilligungs-Blabla. Zeigfinger, mei, mei. «Wir werden Sie im Auge behalten»-Sätze.

Alles halb so schlimm, schliesslich wartet bereits die sechste Stadt, Lozärn, auf die üblichen Verdächtigen. Die sind wenigstens wieder wach nach dem kurzen Intermezzo mit der Kleinbasler Streife. Okay, halbwegs. Aber Basel ist auch bereits ihre fünfte Station und langsam aber sicher geht ihnen die Tour ziemlich an die Substanz. Angefangen haben die neun St.Galler nämlich in Genf, um sieben Uhr morgens – nachdem ihr Chauffeur Nigel den streikenden Generator endlich zum Laufen gebracht hat. Abgesehen von dieser Panne zum Auftakt verlief bisher aber alles reibungslos. Nach Genf knöpften sie sich Lausanne vor, dann kamen Bern, Biel und am Nachmittag eben Basel.

Der Ablauf ist immer etwa derselbe: zehn Minuten ausladen, zwölf Minuten spielen, zehn Minuten einladen. Erst auf der Weiterfahrt nach Luzern zeigt sich, was es alles so braucht für ein derartiges Unterfangen: Iklemmti, Couscous, Rüeblitorte, Algifor, Bierkühler. Eine gute Seele (Samira Lutz), einen Pedell (Nigel Wood), einen Kameramann (Martin Wohlgsinger), eine Tontechnikerin (Claudia Frey) und natürlich Smartphones respektive genügend Akku für die Live-Berichterstattung vom Roadtrip. Die D.Ü.V.-Crew ist in der Tat bestens vorbereitet. Sehr schweizerisch. Fleischgewordene Funktionskleidung quasi. Deshalb ist es auch keine

Überraschung, dass die hellblauen Riesenschirme fast schneller aufgestellt sind, als die Wolken über Luzern platzen können. Statt *Läbä und läbä loh*, Track Nummer drei auf der EP, heisst es nun wohl oder übel: Ragnä und rägnä loh.

«Nachdenken statt vor sich hin leben»

Zwei Jahre haben E.S.I.K. und Ham-E (Simon Hämmerli) an ihrer EP gearbeitet. In *Läbä und läbä loh* geht es, wie der Titel schon sagt, um Toleranz. Oder besser: um Grossmut. In diesem Track habe er die gesellschafts- und sozialkritischen Gedanken verpackt, sagt E.S.I.K.. «Eigentlich ist es eine Aufzählung von Dingen, die in meinen Augen schief laufen. Manches spreche ich explizit an, anderes nur zwischen den Zeilen.» Er wünscht sich, dass man beim Hören «beginnt nachzudenken, statt nur vor sich hinzuleben».

Die anderen Tracks auf *Schuldig und verdächtig* sind unpolitischer, doch nicht minder hörens Wert. Im Opener beispielsweise hat Ham-E ein Sample der Jazzrockers von Blood, Sweat & Tears (*I can't quit her*) als Basis verwendet und mit Cuts von Nas (*It ain't hard to tell*), Guru (*Conflict*) und anderen Rap-Vätern gepimpt. Ein vielversprechender Einstieg. Nummer zwei war namensgebend für die EP und erinnert an die Battles der alten Schule. Der Beat kommt düster daher, hat was von einem irren Bienenschwarm. Chali 2na (J5) und Big L bereiten den Boden für die Raps von, Achtung: Guilty Simpson. Schick, dass E.S.I.K. den Rapper aus Detroit – ein früherer Weggefährte J Dillas, möge auch er in Frieden ruhen – für dieses Feature gewinnen konnte.

Nun zur guten Laune: *Jänu* ist recht witzig. Weil E.S.I.K. und Ölsen (MC Olio von Seaside) über alte Zeiten rappen, über abverheite Tattoos und Handys, die ins Klo fallen. Oder *Grüänä Helm*, E.S.I.K.'s Hommage an Shiva Sativa, Bobbies & Buble gum – «sticky Stuff» halt (siehe Saiten im September 2014). Hat Ohrwurmqualitäten. Und dann ist da noch *Niä älai*, mein persönlicher Favorit. Nicht nur, weil Ham-E Foreigners Schnulze *I Want To Know What Love Is* in die einzig hörbare Form bringt, sondern vor allem wegen der Raps: Es geht um verschiedene Facetten der Persönlichkeit. Um diese auszudrücken nutzt E.S.I.K. verschiedene Techniken, Stimmlagen und – als in Lausanne Geborener mit algerischen Wurzeln – zum Glück auch Sprachen.

Von den französischen Parts hätte die EP locker noch mehr vertragen. Dass diese tiptopp flowen, war abzu sehen. Auf Deutsch war das bisher nicht nur der Fall. Umso schöner ist es zu hören, dass der 40-Jährige in den letzten Jahren offenbar fleissig am Ostschweizer-Flow geübt hat. Das Eis für jene, die gern betonen, dass E.S.I.K. zwar ein guter DJ, aber kein guter Rapper sei, ist jedenfalls mehr als dünn geworden.

Hochform bei HUM-Records

Wie *Schuldig und verdächtig* mit Live-Band tönt? Ziemlich verheblig. Gerade wenn man bedenkt, dass die üblichen Verdächtigen (Thiemo Legatis am Schlagzeug, Kenneth Müller am Bass, Mark Lowe am Keyboard und Francis Knight als Backup-MC) auf ihrer Tour de Suisse kein 50'000-fränkiges Bühnenequipment zur Verfügung haben, sondern nur einen Verstärker, zwei Boxen und einen Mini-Mischer. In Zürich, auf dem Vorplatz von HUM-Records, jenem einschlägigen Fachgeschäft, das vom Exil-Ostschweizer und regelmässigen Gast

an der Rap-History, DJ Reezm, mitbetrieben wird, läuft die D.Ü.V.-Crew jedenfalls zu Hochform auf. Vielleicht liegt es daran, dass endlich auch DJ Ham-E dazugestossen ist. Vielleicht liegt es auch an Fab und MC Zitrone, die sich spontan zum Beatboxen bzw. Freestylen hinreissen lassen. Oder an der leicht södrigen Stimmung vorhin im Bus von Lozärn nach Tsüri und dem anschliessenden Knatsch beim Einparken, wer weiss das schon. Aber das Platzkonzert ist definitiv nice.

An der siebten Station ist aus dem anfangs «nur» eingespielten Team also eine eingeschworene Gang geworden. Nach all den Strapazen. Vielleicht gerade wegen der Strapazen. Da ist es auch nicht weiter beschämend, dass Winti, die achte Station, nur im Vorbeifahren berappt und dem schönen Wil nur ein husches Stelldichein mit der Ortstafel gegönnt wird. Ausserdem ist es schon kurz nach neun.

So gern die üblichen Verdächtigen ihre zehn Städte auch erobern würden: In St.Gallen wartet die Crowd, «das Heimat», die Plattentaufe. Im Flon ist quasi die Homebase und um halb zehn ist Soundcheck. Als die Gang glücklich, aber gebodigt dort ankommt, gibts erstmal ein kühles Grosse. Danach ein wenig Freizeit, oder einen kurzen Plausch mit Kool Savas, der nebenan im Kugl gastiert, und gegen Mitternacht das zehnte und allerletzte Live-Konzert an diesem Tag. Mit Lokalsupport.

Es geht was im Business, so scheint es. Die D.Ü.V.-Tour samt Drumherum bleibt jedenfalls in recht wohliger Erinnerung. Was man von der schäbigen Soundanlage im Flon nicht behaupten kann. Aber das wäre ein anderes, ein eigenes Thema.

Ham-E & E.S.I.K.: *Schuldig und verdächtig*, Vinyl oder Download, seit 11. September im Handel. schuldigungundverdaechtig.ch



Zufrieden und gebodigt: die D.Ü.V.-Gang bei der Ankunft im Flon. Bild: pd

Medialer Rufmord in St.Gallen

Vagina-Bilder im Unterricht und digitale Fallstricke: Im Fernseh-Film *Verdacht* wird das Leben eines engagierten St.Galler Lehrers zerstört. von Urs-Peter Zwingli



Die St.Galler Polizisten verhaften Max Gruber unter den Augen seiner Schüler.
(Bild: SRF/Samuel Schalch)

Die Stadt St.Gallen im zuverlässig nebligen Herbst: Die «Neue St.Galler Zeitung» treibt gerade eine Sau durchs Dorf. «Unsere Klicks sind um 24 Prozent gestiegen», freut sich der Chefredaktor. Der gut gelesene Aufhänger: Der 45-jährige Kantilehrer Max Gruber wurde verhaftet, weil er eine seiner minderjährigen Schülerinnen missbraucht haben soll. Ein Foto des Lehrers erscheint notdürftig zensuriert à la «Blick» auf der Titelseite des Blatts.

Hat Gruber oder hat er nicht?

Um diese Frage kreist der SRF-Fernsehfilm *Verdacht*, der in St.Gallen spielt. Wenige Tage vor Veröffentlichung der Zeitungsgeschichte hatte die Polizei Gruber rüde vor seinem Schulhaus eingesackt. Kurz darauf knallt ihm die Staatsanwältin ein Bild aus seinem Kunstunterricht auf den Tisch: *Der Ursprung der Welt*, ein skandalträchtiges Gemälde von Gustave Courbet. Das grossformatige Ölbild zeigt eine Vagina. Gruber wehrt sich: «Das ist Kunst! Sind wir hier eigentlich bei den Taliban?!» Doch die Staatsanwältin Sarah Graf, gespielt von der Trognerin Doris Schefer, beirrt das nicht. Sie ist überzeugt, dass der bei seiner Klasse beliebte Gruber (ein Steve McQueen mit Surferfrisur) sich an der 16-jährigen Xenia vergangen hat. Mit der Hartnäckigkeit eines Pitbulls verbeisst sich die Ermittlerin in den Fall. Sie lässt Gruber in der Arrestzelle schmoren, durchsucht sein Schulzimmer, befragt Schüler.

Detail am Rande: Die unsympathisch porträtierte Ermittlerin spricht als einzige Figur stark betonten Ostschweizer Dialekt. Immer noch ein Stilmittel, um in der Restschweiz für Abschreckung zu sorgen? Ansonsten wimmelt es im filmischen St.Gallen von Zürcher und Berner Dialekt.

Für Gruber geht es rapide abwärts: Die Geschichte sickert zu den Eltern der anderen Schüler durch. An einem hastig einberufenen Infoabend werden Grubers Kopf und externe Untersuchungen gefordert. Mittendrin auch Xenia, deren Eltern mit einer Anzeige den Fall ins Rollen gebracht hatten. Vor versammelter Menge bleibt sie aber stumm. Vorwürfe von anderen Schülerinnen werden laut: Xenia sei auf Gruber gestanden und habe ihn angemacht, wo es nur gehe.

Um Druck zu machen, steckt ein Vater die Geschichte der «Neuen St.Galler Zeitung». Deren Chefredaktor wird übrigens gespielt von Marcus Schäfer, Ensemblemitglied am Theater St.Gallen und Saiten-Kolumnist («Schäfers Stunde»). Im Film ist Schäfer pikanterweise Chef der Kulturjournalistin Eva Gruber, die auf eigene Faust für ihren Mann zu kämpfen beginnt.

Ein Leben wird zerstört

Wobei sie die Zerstörung des gemeinsamen Lebens nicht mehr aufhalten kann: Gruber wird, wieder auf freiem Fuss, sofort vom Unterricht freigestellt, Eva bei der Zeitung ebenfalls. Die Nachbarn in der Genossenschaftssiedlung verlangen ein Wohnverbot für Gruber. («Du darfst schon bleiben, Eva, aber er... Wir haben ein ungutes Gefühl.»). Und auf die Wohnung der Grubers werden Anschläge mit Hundedreck und Farbbomben verübt. Ganz zu Beginn der Ermittlungen hatte die Staatsanwältin einmal betont: «Es gilt natürlich die Unschuldsvermutung.» Das scheint in der Öffentlichkeit völlig vergessen.

Stück für Stück erfährt man im Film, dass zwischen Gruber und Xenia eben doch etwas war. Nur was?

Gruber als engagierter und unkonventioneller Lehrer bot Xenia eine Schulter zum Ausweinen. Sie fühlte sich von seinem Künstlercharme angezogen, suchte Schutz vor einem kaputten Elternhaus, übernachtete einmal auch in seinem Atelier. Aber reicht das für eine Anklage wegen sexuellen Missbrauchs? Je mehr aufgedeckt wird, desto weniger ist sich auch Eva sicher, ob sie Max vertrauen kann.

Trotz diverser Wendungen fehlt dem Film wirkliche Spannung. Klar, sexueller Missbrauch mit all seinen Fallstricken im Zeitalter der digitalen Medien, das ist grundsätzlich ein knackiger Stoff. Das allein macht den schwachen Plot des Films aber nicht besser.

Dazu kommen schauspielerisch durchsichtige Leistungen: Wer gestresst ist, raucht da plötzlich hastig Zigaretten, obwohl man ihn vorher nie rauchen sah. Alternativ dazu wird Verzweiflung damit ausgedrückt, dass man sich allein zuhause mit Schnaps die Kante gibt. Und als Eva vollends zusammenbricht, schleudert sie schreiend Geschirr zu Boden. Die Teenies streuen derweil immer wieder mal «Alter!» in ihre Sätze ein. Frech oder authentisch wirkt das aber nicht, viel mehr einstudiert und hölzern.

Verdacht ist ein Fernsehfilm, den man sich in lauer Sonntagabendstimmung anschauen und danach auch gleich wieder vergessen kann. Alternativ bietet sich an, Dürrenmatts Meisterwerk mit fast identischem Titel wieder mal zur Hand zu nehmen: Spannung ist dort nämlich garantiert.

Verdacht wird am 4. Oktober, um 20.05 Uhr auf SRF 1 ausgestrahlt. Premiere ist am 29. September am Zurich Film Festival.

Marcus Schäfers Videokolumnen gibts auf:
saiten.ch/category/kolumnen/schaefers-stunde/

«Stichtag» für Liechtensteins Kunst

Ende Jahr ist wieder Heimspiel: die alle drei Jahre stattfindende, jurierte Kunst-Olma der Ostschweiz, zu der neben St.Gallen, Thurgau und Ausser- und Innerrhoden auch Liechtenstein und Vorarlberg gezählt werden. Schon zwei Monate vorher veranstaltet das Fürstentum jetzt sein eigenes Mini-Heimspiel.

Der Anlass kündigt sich als beinahe historisch an: Ende der 1980er-Jahre hatte letztmals eine umfassende Übersichtsausstellung über das Kunstschaffen in Liechtenstein stattgefunden, wie sie jetzt im Ländle zu sehen ist. BBKL-Triennale heisst sie. Das Kürzel steht für den Berufsverband Bildender Künstlerinnen und Künstler; der geplante Dreijahresrhythmus wie beim Heimspiel ist ein Statement: «Da man ein solches Grossprojekt nicht jedes Jahr stemmen kann, kam die Idee einer Triennale auf», sagt einer der Initianten, Hansjörg Quaderer. Seit zwei Jahren wurde für das Projekt gearbeitet, bis Ende Oktober ist jetzt das Ergebnis zu sehen.

Bemerkenswert: Für einmal sind nicht die «global player» der Kunst im Ländle beteiligt. Das Kunstmuseum in Vaduz samt dem neuen Komplex der Hilti Foundation, der Kunstraum Engländerbau oder das Landesmuseum bleiben aussen vor; im Zentrum stehen die sechs kommunalen Kulturhäuser. «Es war interessant zu sehen, dass das Landesmuseum um uns gebuhlt hat, wir sagten jedoch ab», sagt Quaderer. «Dieses Mal geht es um etwas anderes.» Die sechs Spielorte stellen die landeskundlichen Kenntnisse für Nicht-Liechtensteiner auf eine harte Probe: Domus Schaan, Gasometer Triesen, Alter Pfarrhof Balzers, Kiefer-Martis-Huus Ruggell, Pfrundbauten Eschen und Kulturhaus Rössle in Mauren.

In erster Linie geht es aber um die Kunst selber. Jedes der Häuser hat sich gemeinsam mit der Gruppe von Ausstellenden ein Thema gesetzt; «weiter wüten» heisst es vielversprechend in Schaan, «Raum - Licht - Malerei» etwas gemächlicher in Triesen, während Eschen dadaistisch zur Sache geht: «Mystische Superheldinnen unter Druck machen Schulden und flüchten durchs Oval». 29 Kunstschaffende sind beteiligt und waren gefordert, auf die Räume zugeschnitten zu arbeiten - Kunst aus der Schublade, das ging nicht, sagt Quaderer. Der Anlass könne auch kulturpolitisch ein Signal setzen, mehr zusammenzuarbeiten und sich lautstarker gegen die auch in Liechtenstein akuten Sparmassnahmen zu wehren: «Ich glaube, es wird ein Stichtag der Liechtensteiner Kunstszene.»

Am Heimspiel der Ostschweizer Kunst werden dann übrigens wieder die «Grossen» das Sagen haben: Neben den traditionellen Spielorten Kunstmuseum und Kunsthalle St.Gallen nehmen neu auch das Kunstmuseum Liechtenstein und der Engländerbau in Vaduz teil. (Su.)

BBKL-Triennale, 26. September bis 25. Oktober
in Schaan, Triesen, Balzers, Ruggell, Eschen und
Mauren
bbkl.li

Heimspiel, 2. Dezember bis
21. Februar in St.Gallen und Vaduz
heimspiel.tv

Weiss auf schwarz FEAR OF A BLACK PLANET

Als der gewöhnliche deutsche Rassismus im September 1991 in der ostdeutschen Stadt Hoyersweda offen und selbstbewusst sein brutales Gesicht zeigte, machten westdeutsche Journalisten umgehend die «sozialistische Plattenbauweise» als «Ursache» aus, um auf diese Weise den «guten Deutschen» im Westen aus dem Hut zu zaubern und gleichzeitig ihr Verständnis zeigen zu können. Dass der faschistische Mob es damals (und seither in aberhundert weiteren Fällen) wagte, vor laufenden Kameras eine Unterkunft von Flüchtlingen mit Steinen und Brandsätzen anzugreifen, findet erst in der Rückendeckung eine Erklärung die ihnen eine langjährige staatsoffizielle und öffentliche Hetzkampagne gegen die «Asylantenflut» bot. Innenminister Schäuble gab sich seinerzeit verständnisvoll gegenüber Tätern und Claqueuren: Zwar empfinde er nun «ein ganzes Stück Scham», aber man müsse auch «die Sorgen und Ängste der Bürger ernst nehmen, dass unser Land von Flüchtlingen überschwemmt» werde.

Für Rassisten sind unterdessen «Schwarze» (Menschen mit einer dunkleren, als der in Europa vorherrschenden Hautfarbe werden als Angehörige einer anderen «Rasse» angesehen) derart zur bevorzugten Zielschreibe geworden, dass *The Voice*, eine Zeitung der britischen «Black Community», im Januar 1992 ihren Lesern dringend von einer Reise nach Deutschland abraten musste.

Doch was ist mit den Zehntausenden, die zu den Konzerten «schwarzer» Popstars strömen, die die Alben von Prince kaufen zu den Parolen separatistischer HipHopper tanzen? Sind das die Antirassisten?

Aus: David Dufresne, *Rap Revolution*, S.319. Atlantis Musikbuch-Verlag, 1997.